

Jagen gegen den Wind

Gert G. von Harling

Jagen gegen den Wind

Erinnerungen eines Globetrotters

KOSMOS

Inhalt

Wer ein Feuer hat, ist nie allein	9
Kindheit im Paradies	11
Harling, was macht er da?	11
„Jagdliche Prägung“ im Garten Eden	14
Höchststrafe: Jagdverbot	16
Wildmeister Obersaurat	17
Mein Bruder – mein Vorbild	25
Früh übt sich – als Trapper unterwegs	26
Leben ohne Jagdhund – ein Hundeleben	27
<i>Der Schuss ins Weidloch</i>	29
<i>Merkwürdige Dankbarkeit</i>	31
Selbstverständliche Ernte, heute „Tierquälerei“	32
<i>Doppelmoral</i>	35
Internats- und Lehrjahre	36
Bobbi und Gui	37
Zu jung für den Jagdschein, aber nicht fürs Jagen	40
Das Ende einer Schulkarriere	42
<i>Schießen oder schonen?</i>	43
Lehrbub und Großstadtjäger	48

Afrika zum Ersten	53
Farmeleve auf „Bergquell“	54
„Dunkel lockende Welt“	56
Mutter Natur weint nicht	58
Paulus	60
<i>Mein erstes Stück Großwild</i>	61
Die Erfindung des Jagdtourismus	62
Jagdgäste – ein Kapitel für sich	65
Trophäenjagd ist angewandter Artenschutz	65
Der Schatz vom Caprivi-Streifen	69
Eine südwestafrikanische Legende	70
England – Irland – Polen	72
Einstieg ins Bankgeschäft	73
„Kaninchen tot!“ im Englischen Garten	73
London und Black Country	74
„Vampir“-Jagd	78
Auf der „Grünen Insel“	80
Zu viel Schrot für eine Ente	85
Mission Ostpreußen	86
Ohne Devisen geht es nicht	90
Im Land der langen weißen Wolke	92
Verlobung comme il faut	92
Flucht zu den Kiwis	95
Traumhaftes Leben von der Jagd	98
<i>Toss, mein Lebensretter</i>	103
Zwei Jahre Flitterwochen	106

Wiedersehen nach 20 Jahren	112
<i>Fliegenfischen im Forellen-Paradies</i>	113

Glückliche Zeit in Venezuela 116

Besuch bei einem Halbgott	117
Unser Mann in Caracas	118
Trixi	119
Hirschjagd in Spanien	120
<i>Im Paradies der Hirsche</i>	121
Im Land Simon Bolivars	124
Jagen mit Risiko	129
<i>Urwald-Ansitz</i>	132
In den Reisfeldern	135
<i>Entenjagd in den Llanos</i>	136
Geburt eines Schriftstellers	139
<i>Mala suerte</i>	140
<i>Leben ohne Eisstrank</i>	142
Im Zwiespalt	143
<i>In einem anderen Land</i>	144
Abschied vom Paradies	146
<i>Goodbye mit Wehmut</i>	147

Zwischen Bank, Beute und Bleistift 150

Das Einleben fällt schwer	150
Für Kloth in fremde Länder	152
<i>Auf Meister Bockert</i>	154
<i>Montana – Zoo ohne Grenzen</i>	159
Redaktionsstuben	164
Joschka Magyar	173

Trapper in den Rocky Mountains	178
<i>Lernen von Wayne</i>	182
<i>Allein auf der Trapline</i>	187

Quo vadis, Harling?	193
Mit Kamera und Büchse	195
<i>Auf der Fährte des schwarzen Bären</i>	195
<i>Elefantenjagd – sein Tod oder deiner</i>	202
Ostwärts	211
Der lange Arm der Russenmafia	212
<i>Unter Wilderern</i>	213
<i>Fremde Mentalität</i>	215
Kuriose Begegnungen	217
<i>Urhahnbalz – krönender Abschluss eines Jägerlebens</i>	224
Fälle fürs Gericht	228

Unvergessliche Jagdreisen	230
Rote Büffel, roter Sand und rotes Blut	230
<i>Nur nicht schlappmachen – weiter, weiter!</i>	231
<i>Sawubona</i>	244
Jagen in Grönland	250
<i>Auf Moschusochse und Schneehuhn</i>	250

Nach der Wende und Abgang	262
Bauernland in Junkerhand	263
Zum Schluss	267
Epilog	271

Wer ein Feuer hat, ist nie allein

„Der Fußball“, so schrieb eine auflagenstarke deutsche Tageszeitung Montag, den 14. Juli 2014, dem Tag nach dem WM-Finale, „ist das letzte große Lagerfeuer unserer Zeit. Fußball ist der größte gemeinsame Nenner unter den Menschen. Da redet wirklich jeder mit.“

Zugegeben, mit dem runden Leder habe ich nicht viel am Hut. Meine Sorgen waren nicht, ob meine Fußballmannschaft gewinnt, sondern wie ich das Rotschwänzchennest am Pferdeschuppen vor den Katzen bewahren oder die Kitze in der vor der Mahd stehenden Wiese vor dem Kreiselmäher retten könnte. Lagerfeuer hingegen gehören zu meinem Leben wie der Mond zur Erde.

Das Feuer im Kamin lodert hell. Prasselnde Flammen springen von links nach rechts, vor und zurück, züngeln in bläulich grünen Farbtönen an den knackenden Holzscheiten empor, Rauch und Funken fliehen durch den engen Schornstein davon. Allmählich breitet sich die Glut bis zum Ende des schmiedeeisernen Rostes aus, der den Feuerplatz begrenzt.

Es knackt, lodert, schimmert, leuchtet – der Feuerschein strebt beengt aus seinem von Menschenhand geschmiedeten, in den Ausmaßen genau berechneten, kleinen Raum nach oben.

Forscher behaupten, erst die Entdeckung des Nutzens eines Feuers hat den Menschen zum Menschen gemacht. Mit Werkzeugen können auch manche Tiere umgehen, die Nutzung des Feuers aber ist eine Domäne des Menschen. Ich liebe Feuer. Besonders Lagerfeuer üben auf mich eine faszinierende Macht aus. Sie haben mir mein Essen gekocht, mich gewärmt, beschützt, am Leben erhalten, meine Gedanken beflügelt und mir meine Träume bewahrt.

„Wer ein Feuer hat, ist nie allein“, sagt man in der afrikanischen Wildnis. Aber dort, wo ich jagte, war es der Schein von Flammen, die frei auf dem Erdboden fackelten, wo auch ich frei war, nicht durch Bestimmungen eingeengt, durch Gesetze beschränkt, und nicht auf begrenztem Raum jagen und leben musste wie im eng gewordenen Europa.

Die Flammen werden kleiner, züngeln nur noch ab und an, als wüssten sie, dass sie bald sterben, endgültig verlöschen müssten. Ich starre traumversunken in die dunkler werdende Glut, fische mir einen glühenden Fichtenzweig heraus und zünde mir eine Pfeife an. Ein uraltes Gesetz der Wildnis: Brennt ein Feuer, wird kein Streichholz vergeudet.

Erinnerungen an jene Parallelwelt mit ihren besonderen Regeln und Ritualen werden wach, Erinnerungen an so manche gute Jagd. Geschichten und Bilder vergangener Tage entstehen vor meinem geistigen Auge, erst unscharf, verschwommen, dann nehmen sie Gestalt an, als hätte ich die Erlebnisse gestern gehabt.

Meine Gedanken wandern in die Vergangenheit, wandern in meine Kindheit und Jugend, nach Afrika, Kanada, Australien und Neuseeland, aber auch nach Europa zu all den Jagdparadiesen, in denen ich allein, mit meinen Hunden oder mit Gästen jagen durfte ...

Kindheit im Paradies

Meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits alle eng mit Land- sowie Forstwirtschaft verbunden, waren begeisterte Jäger und engagierte Forstbeamte, für die das Jagen Beruf und Berufung gleichermaßen war. Alte Bilder und zahlreiche Trophäen in der großen Diele meines Elternhauses zeugen davon. Mit Blick auf den langen Stammbaum meiner Familie behauptete ein Freund, bei meiner Zeugung sei jagdliche Inzucht betrieben worden.

Harling, was macht er da?

Von meinem Urgroßvater, George, genannt Schorse, wird folgende Anekdote erzählt: Nach einer Hofjagd im Saupark Springe erschienen der König und die Königin von Hannover, um die Strecke abzunehmen, und die erfolgreichen Schützen wurden vom obersten Landesherrn vor die Strecke gebeten, um ihnen die Brüche zu überreichen.

Als mein Urgroßvater, selbstbewusster Rittergutsbesitzer, Landschaftsdirektor und ein mit viel Humor ausgestatteter Mann, an der Reihe war und seinen Bruch aus der Hand des Königs in Empfang nahm, beglückwünschte ihn auch die Königin zu seinem Jagderfolg. Zum Missfallen des Königs griff mein Urahn an das Revers der Landesherrin und prüfte die Qualität des Stoffes.

„Harling, was macht er da, das geht zu weit!“, polterte sein oberster Dienstherr los.

Darauf mein Urgroßvater: „Verzeihung Majestät, wenn ich nach Hause komme, wollen die Damen doch wissen, was Ihre Majestät angehabt hat.“

Von meinem passionierten Großvater weiß man im Dorf zu berichten, dass er sich noch im hohen Alter auf einer Schubkarre zum Schnepfenstrich fahren ließ, da er den beschwerlichen Marsch wegen seines auf der Jagd zugezogenen Rheumas nicht per pedes zurücklegen konnte. Es muss ein seltsamer Anblick gewesen sein, wenn der Sohn des Gutsförsters das zweckentfremdete Gefährt mit einem Kälberstrick zog und sein Vater hinten schob.

Großvater Schorse und seine beiden Brüder waren bekannte Forstleute und stramme Welfen. Nach der verlorenen Schlacht der Hannoveraner im Jahr 1866 quittierten alle drei ihren Forstdienst, da sie nicht unter den Preußen dienen wollten und verdingten sich in Forstbetrieben außerhalb Hannovers.

Meinen Vater, er leitete das Forstamt Neuensothrieth in der Lüneburger Heide, habe ich nie gesehen, er blieb in russischer Gefangenschaft.

Ich wurde am 6. Juni 1945, dem Tag, an dem die Venus (wir Jäger sehen sie als Abend- oder Schnepfenstern) den größten Abstand zur Sonne hat, in Celle geboren und wuchs in Feuerschützenbostel auf. Dort ist meine Heimat. Das elterliche Gut steckt für mich voller Erinnerungen. „Zuhause“, „Wohnsitz“ oder „Herkunft“ drücken für

mich nicht die emotionale Verbundenheit, das Gefühl der Zugehörigkeit aus wie der Begriff „Heimat“.

Dort sind meine Wurzeln. Es ist wichtig, eine Heimat zu haben, einen Ort, an dem die Vorfahren Spuren hinterlassen haben, und ich glaube, jedes Lebewesen hat ein Grundbedürfnis nach Geborgenheit, nach Heimat. Meine Großmutter sagte: „Nur fest verwurzelte Bäume fallen im Sturm nicht um.“

Meine aus Ostpreußen stammende Mutter hat mir vorgelebt, was Heimatliebe ist. Obwohl sie nach der Vertreibung nie wieder in ihrem Geburtsland gewesen war, meinte sie, schon über 90-jährig, als ich nach Masuren fuhr: „Wie schön, dass du wieder nach Hause fährst.“

An der Außenwand meines Kinderzimmers hing das Geweih eines starken Rothirsches, den mein Vater als Forstassessor auf Einladung des Oberstjägermeisters und späteren DJV-Geschäftsführers Ulrich Scherping in der Schorfheide geschossen hatte.

Der Kinderwagen, in dem ich tagsüber schlief, stand bei Wind und Wetter unter den Bäumen im großen Obstgarten und wurde von unseren Jagdhunden bewacht. Ob schon damals die Liebe zur Natur begann, tief in mir Wurzeln zu schlagen?

Mein Bruder, der den elterlichen Betrieb erbte und längst an seinen ältesten Sohn, meinen Patensohn, überschrieben hat, ist erfolgreicher Forstwirt. Mein Sohn trat in die gleichen Fußstapfen. So wirke ich in der langen Familientradition ein bisschen wie das schwarze Schaf, denn ich habe meinen Lebensunterhalt hauptsächlich mit der Jagd und in deren Umfeld verdient, meine Passion zum Beruf gemacht.

Ein unberührtes Paradies ist das Rittergut meiner Kindheitstage heute nicht mehr, genügend Fragmente aber, die von glücklichen Zeiten und intakter Natur zeugen, sind im heimatlichen Revier noch zu finden oder zu ahnen.

„Jagdliche Prägung“ im Garten Eden

Der Erdball war damals um drei Milliarden Menschen leichter. Auf den Gedanken, dass ihn einmal über sieben Milliarden drücken, wäre in der ländlichen Abgeschlossenheit niemand gekommen.

Spaziergänger, Pilz- und Beerensammler blieben dem einsamen Gehöft fern. Verirrte sich tatsächlich ein Wanderer in die entlegenen Kiefernwälder, war das etwas Besonderes.

Fuhr man im Sommer über Land, musste man alle paar Kilometer die Windschutzscheibe des Autos von Insekten säubern: Zeichen dafür, dass Rebhühner, Fasanen und Co. genügend tierische Nahrung vorfanden und sich ebenfalls wohlfühlten.

Nachtigallen brüteten rund um das Herrenhaus und raubten uns mit ihrem Gesang im Frühjahr den Schlaf. In den Getreidefeldern schnarrten Wachtelkönige. An dem Flüsschen „Örtze“, das durch den Besitz floss, horstete der Schwarzstorch, beobachtete man Eisvögel und Wasseramseln. Fischotter waren keine Seltenheit. Brachvögel sangen im Moor und Birkwild balzte in der Heide.

Das abgelegene Forstgut zählte mit seiner intakten Umwelt zu den besten Rotwildrevieren der Umgebung.

Färbten sich im Herbst die Wälder bunt und die Hirschbrunft begann, musste unsere Haushälterin nachts oft mit einem riesigen Gong, den mein Großonkel, Landforstmeister Julius von Schlütter, von einer diplomatischen Mission aus China mitgebracht hatte, die Hirsche vertreiben. Sie brunfteten auf den Feldern vor dem Gutspark so laut, dass wir Kinder keinen Schlaf fanden. Damals begann ich zu spüren, dass so das Paradies auf Erden aussehen muss.

Aber ich wurde nicht nur auf Hochwild geprägt, sondern wuchs in einem paradiesischen Revier auf, das keine Träume offen ließ: Rebhühner mit dem Vorstehhund, Schnepfen während des Frühjahrsstriches und der herbstlichen Suche, balzende Ringeltauber, nächtli-

ches Fuchsreizen, Krähenjagd mit dem „Auf“, Fallenstellen, Baujagd (die ich nie schätzte), Buschieren auf Kaninchen, Hasenstreifen, Entenstrich – wir schöpften aus dem Vollen.

Das Wild war tagaktiv. Mondansitze an der KIRRUNG, Nachtsichtgeräte, Leuchtpunktabsenken, Gehörschützer, automatische „KIRR-Uhren“, Entfernungsmesser und andere technische Errungenschaften waren noch nicht bekannt.

Meine Brüder und ich verbrachten unsere Jugend in einem Paradies, frei und ungebunden. In völligem Einklang mit der Natur lernten wir, der Schöpfung in Ehrfurcht und Demut gegenüberzutreten, bedauerten Männer, die keine Jäger waren, sie blieben uns fremd.

Das Wort „Wildmanagement“ war noch nicht erfunden. Wir jagten aus Freude oder weil meine Mutter einen Braten benötigte.

Die Jagd ist mir quasi in die Wiege gelegt worden. Ich konnte ja nicht mehr als Indianer auf die Welt kommen, aber meine kindliche Prägung auf Hunde, Pferde und Wild, auf Jagen, Reiten und Angeln war in der Einsamkeit so massiv, dass für mich nach Beginn meiner Schulzeit feststand: Ich werde Jäger. Meinen Berufswunsch relativierte ich später in Forstmeister, Landstallmeister oder Rittmeister. Auch mit Wildmeister oder Berufsjäger in Afrika wäre ich einverstanden gewesen, hatte ich doch viel über abenteuerliche Jagden auf dem schwarzen Kontinent und Begegnungen mit wehrhaftem Großwild gelesen.

Mit dem Vorschlag meines Großonkels, Oberlandforstmeister Franz von Harling: „Junge, verdiene so viel Geld, dass du dir eine Jagd kaufen und zwei Berufsjäger leisten kannst“, mochte ich mich nicht anfreunden.

Welchen Beruf ich später auch immer ausgeübt habe – an erster Stelle bin ich Jäger gewesen. Und was auch immer mich dazu gemacht hat – Erziehung oder Gene –, feststeht, dass ich mir ein anderes Leben als das eines Jägers nicht hätte vorstellen können.